

# Das Glück von Edenhall

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572523>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Zwei Gedichte von Ernst Zahn

### Sieg

Mein Bergland hat den Sturm besiegt,  
Der sich an jenem Fels gebäumt,  
Und wohl von dem behütet liegt  
Mein kleines Dorf nun, ruht und träumt.

Hoch hebt der Schyn, der kühne Turm,  
Den weißen Söller, vielgezackt.  
So stand vier Nächte er im Sturm,  
Wie grimm ihn der auch angepackt.

Hoch ragt er noch. Ein Licht glimmt jetzt  
Um seiner Zinne höchsten Knau  
Und schwillt und strahlt. Die Sonne setzt  
Dem Berg die Siegerkrone auf.

Ich wandle durch mein weißes Tal  
Und wünsche mir ein stark Gemüt  
Und nach des Lebens Sturm einmal  
Ein Leuchten, wie da oben glüht.

### Regentropfen

Der Regen regnet ohne Raft und Ruh.  
Der Tag blickt müde, wie nur halb erwacht,  
Und wird so weinen, weinen immerzu  
Bis an die Nacht.

Mein Fenster wird manchmal von Tropfen naß.  
Verstohlen fallen sie und scheu und weich.  
In meinem Herzen aber klingt etwas  
Ganz gleich — ganz gleich.

Das spür' ich nun von Tagesanbeginn,  
Da drinnen ist ein alter Gram erwacht  
Und weint sich aus, des ich sonst Meister bin,  
Bis an die Nacht.

## Das Glück von Edenhall.

*Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.*

Ein Kindergeschichtlein von Meinrad Lienert, Zürich.

Es war einmal ein bleiches, blauäugiges Kind. Das saß auf der Stiege hinter dem mitten in den Fabriken stehenden Abwarthäuschen, wiegte ein hölzernes, buntbemaltes Püppchen im Arm und sang:

Doli doli, Kindlein,  
Draußen geht ein Windlein.  
Draußen läuft ein weißes Roß,  
Reit' der Prinz von seinem Schloß,  
Reit' wohl in die Nacht hinein:  
Käm' er mir in's Kämmerlein!  
Würd' er doch mein Trautgesell!  
Biegt kein Stäubchen auf der Schwel',  
Hab' am Sims viel Rosen auch:  
Lockt' ihn doch ihr süßer Hauch!  
Ihre roten Mündlein hold

Meine Lieb ihm künden sollt'!  
Doli doli, Kindlein,  
Draußen geht ein Windlein.

Jetzt flog dem Mägdlein ein Spielball in den Schoß.  
Es jubelte laut auf, besah ihn rundum, bettete geschwind ihr hölzernes Titibabi ins nebenanstehende, mit Holzwolfe ausgepolsterte Kistchen und rief: „Richardli, Richardli!“

Ein rotwangiges, von einem Sommerhut überschattetes Gesicht guckte einen Augenblick um die angerauchte Ecke eines Fabrikgebäudes.

„Komm du nur hervor, Richardli,“ rief das Mägdlein; „ich habe dich schon gesehen!“

Nun jagte auflachend ein feingekleideter Knabe um die Ecke auf das schmalwangige Kind zu und rief aus: „Siehst du, Lijeli, wie gut ich gezielt habe! Mitten ins Schürzchen hab' ich dich getroffen!“

„Ja,“ lächelte es, „aber ich bin nicht erschrocken, weil ich gleich dachte, du steckst hinter der Ecke. Spielst du nun wieder bis zum Zunachten mit mir, Richardli? Wollen wir mit deinem grünen Ball spielen?“

Richard, das Söhnchen des Fabrikherrn, pflegte, trotzdem es ihm seine Mutter strenge untersagt hatte, sich hin und wieder zu Lijeli, hinter das von hohen Fabrikgebäuden eingeschlossene Abwarthäuschen zu machen. Mitunter beteiligte er sich sogar an den bescheidenen Abendmahlzeiten des Fabrikabwartes, wobei er dem nur wenig essenden Mägdelein mit gutem Beispiele voranging und die geschwellten Erbdäpfel hineinworgelte, als käme er eben aus der ausgehungerten Arche Noah.

Jetzt hatte der Knabe seinen Ball flink aus ihrem Schoß genommen, warf ihn hochauf, und ihn wieder hauchend, sagte er: „Nein, ich kann nicht dableiben. Weißt, Lijeli, die Base aus der Stadt ist zu Besuch gekommen, und nun muß ich zum Vater in die Fabrik hinauf und es ihm berichten, damit er sogleich heimkommt. Ich komme aber morgen nachmittag wieder; denn dann habe ich frei.“

Das Lijeli sah mit schier wehmütigen Augen auf seine bloßen Füße nieder und sagte leise: „Das ist jetzt aber schade! Es ist heute meines Vaters Namens- tag, da gibt es zum Nachessen Fröschenbeine; mein großer Bruder hat sie gestern im Fabrikweiher geholt, und da glaubte ich, du tätest mit uns essen; denn die Mutter bäckt den Fröschenbeinen knusperige Höschen.“

„D nein,“ machte er, „gebackene Froschschenkel mag ich nicht gern; aber wenn ihr wieder mal Erbdäpfel mit Kümmel habt, die so aufspringen, dann komme ich zu euch zum Essen. Jetzt muß ich schnell zu Papa ins Bureau hinaufgehen. Adieu!“

„Richardli, Richardli,“ bat es, ihn am Sammt- Jöpplein zurückhaltend, „nur noch ein ganz kleines Weilchen bleib da!“ Sie schien sich ängstlich auf ein Zauberwort zu besinnen, das ihn festzubannen vermöchte. Plötzlich leuchteten ihre Augen auf; sie begann im Sacke ihres rot und blau gesprenkelten Röckleins herumzu- suchen. „Wart' noch, Richardli, wart' noch,“ flehte sie, „schau, was ich dir zeigen will!“ Endlich brachte sie ein mehrfach verknüpftes Nastuch heraus, löste mit unge- duldbigen Fingern die Knoten, und dann wickelte sie in bebender Haß vor dem neugierig zuschauenden Knaben einen roten Glascherben heraus und sagte eifrig: „Schau, schau, was ich hinter der Friedhofkapelle ge- funden habe!“

Geschwind hielt sie den Scherben an's Auge.

„D,“ rief sie aus, „deine weißen Zähne sind ganz rot!“ „Laß mich auch mal hindurchsehen!“ machte er be- gierig, nahm ihr den Scherben weg, setzte ihn an's Auge und schaute sie prüfend an.

„D,“ rief er, „und deine blauen Augen sind auch ganz rot!“

Gleich guckte sie wieder durch den Scherben.

„Das ist lustig,“ kicherte sie, „du hast auf einmal ganz rote Kraushaare! Sie sind noch hundertmal röter als Heizer Peters Haarschopf!“

„D,“ rief er aus, ihr das Glasstück wieder weg- nehmend und hindurchschauend, „und deine Wänglein, die doch sonst immer so bleich sind, sind jetzt auf einmal zündbrandrot, noch tausendmal röter als die meinigen!“

„U—u,“ machte sie bewundernd, ihn durch den Scherben wieder anblickend, „dein braunes Sammtjöpplein ist jetzt auch ganz rot und sieht noch tausendmal schöner aus als des Pfarrers Messgewand am heiligen Tag zu Pfingsten!“

Er sah sie sinnend an.

„Weißt du, was wir machen wollen!“ hastete er heraus. „Komm, Lijeli, wir gehen zu mir heim und steigen auf den hohen Turm unseres Hauses hinauf! Dort kann man fast die ganze Schweiz sehen, hat der Papa gesagt, und wie die Sonne im Schwabenlande untergeht. D, das wäre gewiß durch dein schönes Glas fein anzuschauen! Komm mit, komm mit!“

„Nein du, ich darf nicht,“ sagte sie halblaut, und etwas Schattenhaftes, wie der erste sinkende Schleier der Dämmerung, ging über ihr Gesicht; „sie täten mich wieder fortjagen!“

Nämlich, als der Knabe das Mägdelein einige Tage vorher mit sich ins Haus nehmen wollte, um ihm den Springbrunnen und die kleinen Schildkröten drin zu zeigen, wurde es vom Gärtner auf Befehl der Haus- frau barsch weggewiesen.

Aber Richard gab nicht nach.

„Komm du nur, Lijeli!“ sagte er. „Du darfst es ganz fröhlich wagen. Weißt, wir gehen nicht durch das Hauptportal, wir laufen durch ein Seitenpörtchen in den Park hinein, machen uns unter den großen Bäumen nach den Hintertreppen des Hauses und schleichen uns dann mäuseleinstill hinauf in den Turm . . . Komm nur, komm nur schnell!“

Er versuchte, sie am Röcklein nachzuziehen.

„Nein, nein,“ wehrte sie sich ängstlich, und ihre schmalen Wangen schienen noch mehr einzufallen, „laß mich lieber hier, ich darf nicht, ich darf nicht!“

„Du mußt aber!“ drängte er. „Sei doch nicht ein solches Furchtgretchen! Komm, komm! Denk nur, wie weit du vom Turme sehen könntest! Hast du denn auch schon einen See gesehen?“

„Nein,“ machte sie, „einen See habe ich noch nie gesehen, als den schwarzen Weiher hinter der Fabrik, wo die Frösche singen.“

„He, und hast du denn schon eine Stadt gesehen?“

„Nein,“ meinte sie, „eine Stadt habe ich noch keine gesehen. Aber das Schulhaus vor der Fabrik und das Wirtshaus und das Kirchlein und der Spezereiladen daneben sind doch auch große Häuser, und die kann ich schier alle Tage sehen.“

„O, die Stadt, die man von unserm Turme aus sieht, ist noch hundertmal größer.“

„Noch hundertmal größer?“

„Ja. Komm, ich will sie dir zeigen! O, die wird glitzern, wenn man sie durch dein Glas anschaut! Und,“ setzte er mit großen Augen hinzu, „rat', was sieht man wohl noch von unserm Turme?“

„Was denn?“

„Den Horizont.“

„Den Horizont?“ machte sie verwundert.

„Freilich,“ sagte er wichtig, „der Hauslehrer hat ihn mir vorgestern gezeigt. Möchtest du den nicht auch gerne sehen?“

„O, wenn ich nur dürfte! Das ist gewiß etwas Schönes!“

„So komm doch!“

Er faßte das Mägdlein fest an der Hand und zog es nach. Erst sträubte es sich noch ein wenig. „Ach nein, ach nein, wenn mich deine Mutter sähe!“ Aber schließlich ergab es sich, und unversehens liefen sie beide, was gibt was hast, dem ruhigen Gemäuer der Fabriken entlang, hinaus ins Feld, hinauf zum Hügel mit dem hochgelegenen Herrensitze, aus dessen Dächern der Aussichtsturm hervorstach. Auf einmal standen sie an einem von Ephen umspannenen Seitenpförtchen des Parkes. An einer der beiden von künstlichen Kaskaden gekrönten Säulen des Einganges befand sich ein grünangelauenes Messingschildchen mit der Inschrift „Villa Edenhall“.

Das Kiseli blieb stehen und wollte nicht weiter gehen. Es war ihm, das Schildchen mit dem merkwürdigen Namen schaue es so kalt, so zurückweisend an.

Doch der Knabe ließ keinen Widerstand mehr aufkommen. Er öffnete behutsam das Pförtchen, zog das nur halbwegs widerstrebende Kind nach, und jetzt liefen sie hurtig, Hand in Hand, über einen sandbestreuten Seitenweg zum hintern Tore des Herrschaftshauses. Erst hielt er sorgfältige Ausschau, und da er Schritte zu hören glaubte, versteckte er sich mit dem erschrockenen Mägdlein geschwind hinter einem flötenden Pan. Dem Kiseli lief der Angstschweiß über die Wangen, weniger aus Furcht vor dem in der Nähe vorbeigehenden Gärtner als wegen des Grauens, das ihm der gehörnte und zottige Teufel, hinter dem es kniete, einflößte.

Jetzt war der Gärtner verschwunden. Sie sprangen auf, gewannen die Hintertreppe. Nun entledigte sich auch Richard seiner braunledernen Stiefel und nahm sie in die Hand. So stiegen sie dann so leise als menschenmöglich durch das Hintertreppenhaus hinauf. Das Kiseli hielt krampfhaft, eine wahre Todesangst im hochklopfenden Herzen, seines kleinen Führers Hand fest. Der bog bald in ein ganz dunkles Stiegenhaus ein, und das war der Turmaufstieg.

Es war so finster, daß sich das Mägdlein schier fürchtete und mit beiden Händen das Töpplein seines Gefährten festhielt. Höher und höher kamen sie auf der steilen Wendeltreppe. Auf einmal hob der Knabe einen Deckel hoch, und sie standen, umbrandet vom Lichte der schon tiefstehenden Sommer Sonne, auf dem Söller des Turmes.

„Jetzt sind wir oben,“ sagte er aufatmend.

Das Kiseli hatte beide Hände vor die Augen gelegt, geblendet von dem goldenen Sonnenbad. Aber nun öffnete es die Augen halbwegs und schaute durch die roten Ritzen seiner Finger. „O wie hell ist es da oben!“ machte es wie im Traum.

„Gib mir jetzt das Glas!“ heischte er.

Sie zog das Mastuch rasch aus dem Sack, grubelte den roten Scherben heraus und reichte ihn dem Knaben hin. „Da, Richardli!“

Er setzte ihn flink an's Auge.

„O—o,“ rief er aus, „die ganze Welt ist feuerrot! Das ist fein, das ist fein! Kiseli, nun mußt aber du durch's Glas schauen!“

Er hielt ihr den Scherben hin, und sie setzte ihn sofort an's Auge.

„O,“ schrie sie entzückt auf, „u—u, wie schön, wie schön!“

„Siehst du jetzt den See?“ fragte er.

„O ja, er ist ganz voll Blut, und die Bäche laufen auch voll Blut, und weit draußen sehe ich eine rote Stadt glitzern, und noch weiter draußen ist ein langer, langer roter Berg . . .“

„Ja,“ unterbrach er sie, „das ist jetzt eben der Horizont!“

„O, der ist schön!“ rief sie aus. „Und ringsum sehe ich nichts als Land und Land, und ein feuerroter Vogel fliegt darüber, weit, weit fort.“

„Ja,“ machte er wichtig, „das gehört jetzt alles zur Schweiz!“

„O, die Schweiz ist aber groß! Und die Bäume auf den Matten sehen aus wie ein Garten voll blutroter Rosenbüsche.“

„Laß mich nun auch wieder einmal hindurchsehen!“ bat er, nahm ihr den Scherben vom Auge, ihn hurtig selber ansetzend.

„Ja,“ bestätigte er, „die Bäume sehen aus wie lauter blutrote Rosensträucher, wie die Purpurrosenbüsche in unserm Vorgarten, die der Papa so gern hat. Und schau, schau!“ lärmte er jetzt, so laut er konnte. „Komm, schau! Nun sieht man, wie die Sonne im Schwabenland untergeht.“

Zitternd vor Aufregung drängte sich das Mägdlein an ihn, und so schauten sie beide, Wange an Wange, mit großen überglücklichen Augen durch den Scherben in die Sonne, die eben hinter den fernen Bergen unterging.

„Die Sonne sieht aus wie ein feuriges Scheiblein!“ rief er aus.

„Ja,“ meinte sie, „und der Himmel wie der rote Umhang, den sie im Chor des Kirchleins in der Karwoche wegziehen, wenn der Liebgott aus dem Grabe aufersteht!“

„D—o, wie schön!“

„U—u, wie wunder schön!“

„Richard!“

Entsetzt sprang das Liseli auf.

Vor ihr stand die Frau des Hauses, Richards Mutter, mit einer andern vornehm gekleideten Dame. Sie mußten eben aus der Dachlufe gestiegen sein.

„Richard!“

Jetzt erhob sich der Knabe, der auf den ersten scharfen Anruf seiner Mutter zuerst nur stumm, mit suchenden Augen, wie im Traumwandel um sich geschaut hatte.

„Ja, Mama,“ antwortete er jetzt erschrocken.

Das Liseli verkroch sich wie ein Mäuschen, das die Katze vor sich sieht und keinen Ausweg mehr weiß, in einen Winkel und schaute in den Boden.

„Aber, aber, Richard! Nun habe ich der Frau Base die Aussicht ein wenig zeigen wollen, bis du uns den ersehnten Papa heimbrächtest, und nun finden wir dich, und dazu in einem solchen Aufzuge“ — sie sah mit bösem Blick nach seinen bloßen Füßen — „und in Gesellschaft dieses Gassenbärbeles, zuoberst auf dem Turm! Und ich verbot dir doch wiederholt den Umgang mit Kindern unserer Dienstleute auf's strengste. Das geht einmal nicht. Willst du denn gar nie Lebensart annehmen? Aber mach nur den Trogkopf, der Papa soll mit dir noch reden!“

Der Knabe stellte sich mit abgewandtem, trotzigem Gesicht an die Mauerbrüstung.

„Und du,“ herrschte sie jetzt das Mägdlein an, das mehr tot als lebendig wie ein verhageltes Maßliebchen knieend an dem Mauerlein klebte, „wie konntest du's denn nochmals wagen, in unser Haus zu kommen? Aber wie die Alten, so die Jungen! Sie werden eben immer frecher und ausgeschämter. Ueberhaupt,“ sprach

sie, immer aufgeregter werdend, „was hattet ihr denn auf dem Turm zu tun?“

Blickgeschwind kehrte sich das schmollende Söhnchen nach seiner Mutter um und sagte, aufleuchtenden Auges ihr den roten Scherben zeigend: „Schau, Mama, welch ein feines Glas hat das Liseli gefunden! Wenn man hindurchschaut, sieht die Welt ganz anders aus, wunder schön, sag' ich dir, Mama! Weißt, grad wie wenn wir Kinder am heiligen Abend im Dunkeln warten und es auf einmal klingelt, die Türen zum Saal aufgehen und der Weihnachtsbaum vor uns steht! Schau nur hindurch, Mama,“ machte er eifrig, ihr den Glasscherben in die Hand gebend, „schau nur hindurch!“

„Pfui, pfui!“ rief sie entrüstet aus.

Dann ein fürchterlicher Aufschrei in einer Turmecke.

Der rote Glasscherben war auf den Boden gefallen; ein feiner Frauenschuh trat darauf und zermalmte ihn zu hundert Splittern.

„Und nun streich' dich auf der Stelle fort, du frecher Fraß!“ fuhr Richards Mutter das Mägdlein an, das mit ausgestreckter Hand, als wollte es den fallenden Glasscherben haschen, im Turmwinkel kniete. „Und daß du's nie mehr wagst, in unser Haus zu kommen! Marsch, mach' dich fort!“

Einen Moment nur schauten die blauen, angst- und Schmerz erfüllten Augen des Kindes aus totenbleichem schmalem Gesichtlein zu der aufgebrachten Frau auf; dann suchten sie den Boden wieder, und jetzt erhob es sich, ging langsam, mit zitterndem Barfußchen nach der Dachlufe und verschwand.

Sogleich wollte ihm Richard nachschlüpfen; aber seine Mutter hielt ihn am Sammtjöppllein zurück und herrschte ihn an: „Du bleibst da!“ Und wie er dennoch davonwollte, sagte sie zornig: „Schämst du dich denn nicht, dich in der Gegenwart unserer Stadtbäse so aufzuführen! Die wird sich ihre Sache von dir denken!“

Da stellte er sich, den Kopf machend, in eine Turmecke und staunte über den Söller in den Park hinab.

Befremdet, mit seltsamen Augen hatte die Stadtbäse der ganzen Szene zugehört. Jetzt öffnete sie das Säcklein, das sie am Arm trug, entnahm ihm eine silberne vergoldete Bonbonniere und sprach, sie dem Knaben freundlich lächelnd hinhaltend: „Hier, mein kleiner lieber ungebärdiger Better, will ich dir etwas schenken. Ich habe es zum Geburtstag von meinem Kinde, weißt du von der Fanny, die dich so wohl leiden mag, bekommen. Ich denke, es wird dich wohl über deinen roten Glasscherben hinwegtrösten. Nimm sie nur und schau nach, was für süße Dingelchen drin stecken!“

Sie drückte ihm die Bonbonniere in die willenlos herabhängende Hand, und er behielt sie gedankenlos drin; denn eben schaute er dem Mägdlein nach, das jetzt





Goffredo Segantini, Maloja-Rom.

Bildnis der Gattin des Künstlers (1907/08).

drunten im Park, ins Schürzchen schluchzend, hurtig davontrippelte.

„Lijeli, Lijeli!“ schrie er verzweifelt hinunter.

Aber das Kind schaute nicht auf, es lief nur noch rascher, bis es unter den Laubbächern der alten Eichen verschwand.

„Richard,“ rief jetzt, fast kreischend, die Stimme

der Mutter, „wirst du dich wohl bedanken?! Kennst du denn wirklich gar keinen Anstand?!“

Blickgeschwind drehte er sich um, ließ die vergoldete Bonbonniere zu Boden fallen und verschwand aufschluchzend in der Dachluke.

Mittlerweile war auch die Sonne untergegangen, und farblos, schier traurig, lag die Welt zu Füßen der beiden Frauen, die sich sprachlos ansahen. . .

## Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

An einem grauen Septembertage war es, als Roman Henry am Rhyn bei einem kleinen und in seinem Neußern nicht sehr komfortabeln Hotel der Rue de la Sorbonne in einem Fiaker vorfuhr.

Der Garçon kam aus der Entree gelaufen und mühte sich, den großen gelben lebernen Koffer vom Kutschbock herunterzuheben, indes Roman Henry mit einer grünen dunkeln Reisetasche ausstieg und dann seiner kleinen Freundin Gabriele aus dem Wagen half.

Langsam stieg er mit ihr die schmale Hotelstiege, die sich wie eine alte gotische Turmstiege in Rundungen emporwand, hinan, zuweilen innehaltend wie ein Mensch, der entweder mit Atmungsbeschwerden behaftet ist oder aus reiner Neigung zur Gelassenheit ein rasches Tempo nicht liebt.

Das Stiegenhaus war dunkel, und Gabriele schmiegte sich in hingebungsvoller Haltung an ihn, als wollte sie ihn etwas stützen oder auch nur durch einen sanften Druck des Armes ihrer Gegenwart versichern.

Als sie beide in der dritten Etage in die von ihnen am Morgen dieses Tages gemieteten Zimmer traten, hatte der Garçon den Koffer schon neben die Türe an die Wand gestellt und sich verabschiedet.

Roman Henry trat an die Fensteröffnung, die ohne Brüstung die ganze Höhe des Zimmers einnahm und nur von einem braun bestrichenen Eisenstab quer durchzogen war. Er schaute hinüber an das Gemäuer der Sorbonne und träumte über dem Ausblick nach dem stillen, dunkeln, vergitterten Gebäude.

Als er sich umfah, war Gabriele schon daran, den Koffer auszupacken. Sie legte mit ihren schnellen Händen Stück um Stück in den großen, in die Wand eingelassenen Schrank und hängte die Kleider an einen Rechen, der in einem kleinen Vorgemach von einem geblumten Tuch überhangen war.

Roman Henry hatte sich den braunen karierten Paletot und den Rock abgestreift und saß, die Arme auf den Knien, auf dem Stuhl beim Fenster.

„Du bist müde?“ fragte Gabriele mit sanfter und etwas singender Stimme.

„Ja, mein Herz. . .“ antwortete Roman Henry und langte nach der grünen Reisetasche.

Gabriele hatte sich auf das Bett im Alkoven gesetzt und verhielt sich völlig still.

Da entnahm er einem Stui ein kleines silbernes Instrument mit langer Nadel und sog es aus einem winzigen Glasfläschchen voll mit einer klaren schimmern-

den Flüssigkeit. Er streifte den Hemdärmel zurück und stach die Nadel in die Haut, am Unterarm, nahe beim Ellbogen.

Als die Spritze leer war, lehnte er sich zurück.

Gabriele schaute mit aufmerksamem, angespanntem Blick auf seine halbgeschlossenen, sehr eingefallenen Augen, wie nach einem Punkte, auf den es jetzt in jedem Sinne ankam. Sie wußte, daß er nicht schlief, sondern vielmehr seinen schlanken Körper kontrollierte und die Ströme, die eben durch ihn rannen, in allen Nüancen zu empfinden versuchte.

Von der Straße her kam das rollende Geräusch eines schweren Omnibus; doch Roman Henry verharrte regungslos in seiner Stellung, als ob seine Sinne ganz nach innen gerichtet wären. Auf seinem Gesicht aber geschah allmählich eine Wandlung. Sein seltsam farbloser Teint erhielt einen matten, rötlichen Schimmer, die geschweiften Augenbrauen hoben sich zuweilen in einem merkbaren Zucken, die Form der schmalen, bläulichblaffen Hände, die vorher regungslos und ohne den geringsten Ausdruck einer Kraft auf seinen Knien gelegen hatten, begann sich zu straffen, und als Roman Henry endlich die Lider hob, lächelte er Gabriele ins Gesicht, aber nicht heftig oder in einer übermäßigen Bewegung, sondern eher still und froh wie einer, der weiß, wie kostbar schließlich die Möglichkeit eines solchen Lächelns ist. Seine Augen aber hatten nun einen fast majestätischen, dunkel strahlenden Glanz, und wie er aufstand, zeigte sein ganzer Körper so viel stolze Haltung und Festigkeit, daß Gabriele sich hob und in einem einzigen Sprung an seinem Halse hing.

Sie fühlte sich in diesem Augenblick überglücklich, als hätte sie ihren Geliebten eben eine schwere Krankheit überdauern sehen; denn trotzdem sie diesen Moment täglich einmal und zwar immer gegen Abend erlebte, hatte er für sie doch stets eine unheimliche, beklemmende Spannung. Einmal war ihr der Vorgang an sich im tiefsten Wesen fremd. Sie mißtraute dieser sonderbaren Steigerung der Natur, wenn ihr auch Roman Henry weilkäufig und mit vielen Worten die Notwendigkeit zu beweisen versucht hatte. Dann waren diese paar Minuten, da er so starr und meltagewandt darsaß, die einzigen im Verlauf des ganzen Tages, da sie für ihn gar nicht existierte, und Gabriele durchtrann darob das Gefühl einer ängstlichen Verlassenheit, zumal sie den Eindruck hatte, er sei im Verlauf der Verwandlung kaum Herr seiner selbst, sondern eher ein lebloses Wesen, das, einem dunkeln Ziele hingegeben, auf irgend eine Erfüllung wartete.